

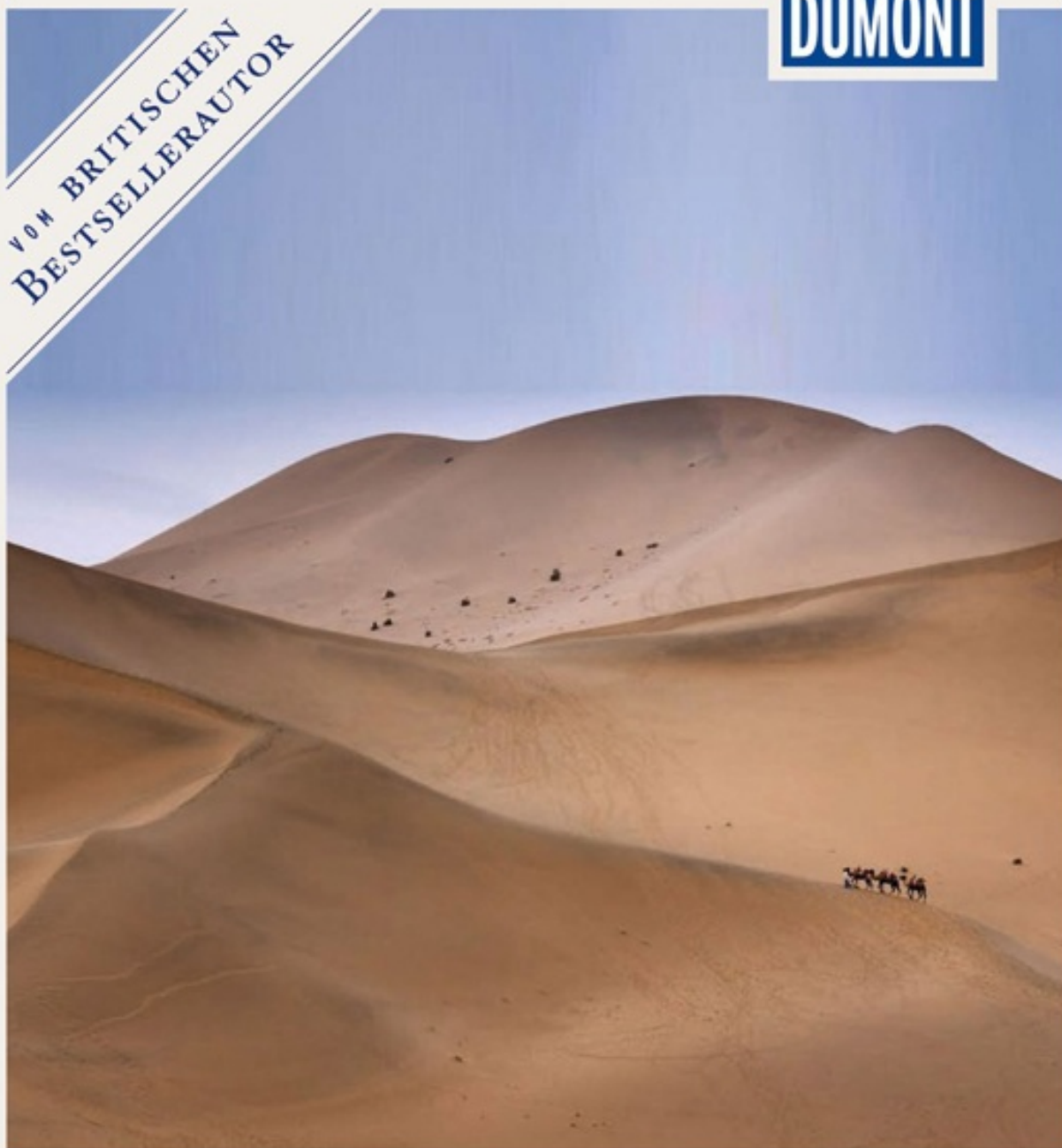
COLIN THUBRON  
**IM SCHATTEN DER  
SEIDENSTRASSE**

*Entlang der historischen Handelsroute  
von China nach Kurdistan*



**DUMONT**

VOM BRITISCHEN  
BESTSELLERAUTOR



*ist Einbildung. Es gibt nur dich. Reist du deswegen allein? Nur Pilger und Verrückte reisen allein. Was von beidem bist du? [Schweigen.] Nimm dir eine Konkubine. [Zieht sich am Bart.] Aus welchem Land kommst du?*

*Ich: Aus England.*

*Er: England gibt es nicht. [Schweigen.] Du sprichst vom Herzen der Welt, aber die Welt ist kein Mensch, Idiot. Kein Teil von ihr ist bedeutender als irgendein anderer. Selbst in Sibirien gibt es Bernstein. [Freundlicher jetzt:] Warum handelst du nicht mit Zinn. Zinn ist ...*

In einem nur schwach beleuchteten Raum im wichtigsten Museum der Stadt hängt, fast unbemerkt, das älteste Stück Papier der Welt. Seine stumpf milchkafeeefarbene Oberfläche hat Grate und Runzeln wie eine Reliefkarte, seine Ränder hängen in Fetzen. Es wurde unter der Herrschaft Kaiser Wudis hergestellt, etwa um 100 vor Christus, aus den Fasern von Hanf und einer örtlichen Nessel. Nichts steht darauf geschrieben. Es sieht aus, als hätte sich ein Kamel an der Mauer gerieben und eine Schicht seines Fells darauf zurückgelassen. Du betrachtetest diesen Vorfahren allen Papiers mit einem Gefühl zeitlicher Erschütterung. Erst zwölfhundert Jahre später erreichte die Kunst der Papierherstellung Europa. Währenddessen wurden in Chang'an alle möglichen Dinge aus Papier hergestellt: Kleider, Rüstungen, Taschentücher, Drachen, Gürtel, Geld. Wunderschön gefärbte Pergamente entstanden (das beliebteste war das Chengxintang-Papier, das in Rollen von über fünfzehn Metern Länge hergestellt wurde). Die kaiserliche Bibliothek besaß zweihunderttausend Rollen, mit bunten Elfenbeinschildchen katalogisiert und in mit Quarzkristallen besetzte Hüllen gepackt, das Papier selbst mit Glimmer poliert. Bereits im 6. Jahrhundert war die Produktion von geistlichen Texten so weit verbreitet, dass ein bekannter Mandarin seiner Familie verbot, sie als Toilettenpapier zu benutzen. Erst im Jahr 751, als die Araber die Chinesen bei Talas schlugen, begann die sorgsam gehütete Kunst der Papierherstellung mit den gefangenen chinesischen Handwerkern nach Westen zu dringen, zunächst jedoch nur bis Samarkand. Europa sollte sie erst dreihundert Jahre später erreichen. Die hier in der Ruhe des Museums hängende Seite scheint zu rau, um darauf schreiben zu können. Um 100 nach Christus wurden auf Maulbeerrinde geschriebene Briefe über die Seidenstraße befördert. Bei der Untersuchung eines Wachturms in der Wüste Lop Nor fand der Archäologe Aurel Stein das erste bekannte beschriebene Papier, ein Versteck mit nicht zugestellter Post in sogdischer Sprache aus dem Jahr 313. Die Worte sind mit Kohletinte geschrieben. Einer der Briefe enthält den Gefühlsausbruch einer vernachlässigten Frau (»Ich wäre lieber die Frau eines Hundes oder Schweines, als mit dir verheiratet zu sein!«), in einem anderen geht es um das Scheitern des chinesischen Staates (die Eroberung seiner Städte, die Flucht des Kaisers) und dessen Folgen für den Handel, vieles wirkt wie die Bilanz einer Firma: »In Guzang sind 2500 Maß Pfeffer versandfertig ... Kharstang schuldet Ihnen 20 Silberstater ... Er gab mir das Silber, und ich wog es, und es

waren nur 4,5 Stater. Ich fragte ...«

In einem Teigtaschen-Restaurant, dessen rote Laternen in der Nähe des Trommelturms hängen, debattieren Hu Ji und seine Tochter über etwas. Sie haben den gleichen kleinen Mund und die gleiche schmale Nase. Sie studiert die Song-Dynastie, so wie er die Tang-Dynastie studiert hat. Manchmal lacht sie, während er lächelt. Er schreibt ein Buch mit komplexen, provokativen Aufsätzen, die alte, heilige Wahrheiten in ein neues Licht stellen. »Wir haben diese Erzählungen, die weit zurück in unsere Geschichte reichen.« Er ordnet die Teigtaschen an, als handele es sich um Erinnerungen. »Ich versuche sie in Frage zu stellen, sie auf eine Weise neu zu erzählen, die Zweifel erhebt.«

Ein Beispiel für solch eine Geschichte aus der Zeit der Tang-Dynastie, sagt er, ist die des Kommandeurs einer von Rebellen belagerten Garnison. Die Männer stehen kurz vor dem Verhungern, doch statt sich zu ergeben, tötet der Kommandeur erst seine Frau und verfüttert sie an die Soldaten, dann tötet er die schwächeren von ihnen, mit denen er die starken am Leben erhält. Am Ende sind es nur noch hundert, die drei Tage, bevor Verstärkung kommt, überwältigt werden. »Und das galt immer als ein Ruhmesblatt unserer Geschichte, diese völlige Hingabe an den Staat! Ich habe die Geschichte in einem anderen Geist aufgeschrieben. Wie soll sie beurteilt werden?« Er runzelt die Stirn, und aus seinen Augen spricht ein feines Bedauern. »Wissen Sie, hier in China gibt es keinen Respekt für das menschliche Leben, traditionell nicht. Es gab ihn nie in unserer Geschichte.« Er hebt die Hände und legt sie sich auf die Brust. Sie sehen rauer aus, als die Hände eines Gelehrten aussehen sollten. Ich muss an seine Jahre im Bergwerk denken. »Das ist unser Problem: die Unmenschlichkeit.« Meine Hand berührt seinen Arm. Seine Barmherzigkeit erfüllt mich, überraschenderweise, mit dem Wunsch, ihn zu trösten, und ich begreife, dass ich meine Bedenken diesem harten Land gegenüber nie ganz aufgegeben habe. Für mich sind es die Überreste der Kulturrevolution.

Hu Ji sagt leise: »Deshalb konnte es zum Massaker auf dem Tian'anmen-Platz kommen.«

Ich höre mich fragen: »Könnte es wieder geschehen?«

Sekunden vergehen, dann sagt er: »Ich glaube nicht. Wir haben uns der Welt zu sehr geöffnet. Wir werden beobachtet.«

Ist das der einzige Grund?, frage ich mich. Hat sich sonst nichts geändert? Ich lasse den Blick durch das Restaurant schweifen. Vor zwanzig Jahren hätte ich an den Tischen um mich herum nichts als die wichtigtuersichen steifen Anzüge und zugeknöpften Kragen tafelder Bürokraten gesehen. Heute essen hier Familien, Geschäftspartner und flirtende Teenager, und doch stelle ich mir in meiner Beklemmung vor, dass die Männer in ihren schwarzen, grauen Jacken und ihren dunklen Hemden nur eine Uniform gegen eine andere eingetauscht haben.

Hu Ji sieht seine Tochter an und sagt leise: »Unsere Kultur beginnt sich zu verändern, das stimmt.«

Er sieht es in ihr, und sie beantwortet meine unausgesprochene Frage: »Ich weiß nicht, was meine Generation bei einer Revolution tun würde, aber ich denke,

meine Altersgenossen sind egoistischer. Sie haben ein Gewissen. Sie müssen für sich selbst entscheiden.«

Unschuldig erwidert sie meinen Blick. Sie ist achtundzwanzig und sieht aus wie ein Kind. Einen Moment lang verstehe ich sie nicht, die Gleichstellung von Gewissen und Egoismus kommt mir seltsam vor. Aber seit der Kulturrevolution, so ihre Überzeugung, als sich die Moralität in eine fast schon mystische Führerschaft kleidete, war die Lebenslinie zwischen Autorität und Tugend gerissen.

Verantwortlichkeit konnte nicht länger nach oben verschoben werden, sondern blieb im eigenen Selbst verhaftet und gebär Schuldgefühle. Implizit verkündet Mingzhao den Tod der gesamten konfuzianischen Ordnung, die jedem Menschen unter dem Himmelszelt seinen unveränderlichen Platz zuweist. Ich lächele in ihr ernstes Gesicht und spüre eine mächtige tektonische Verschiebung unter der Oberfläche dieses Landes, die aus der zeitlosen Unterordnung des Selbst unter die Gruppe individuelles Leben werden lässt.

Diese Gedanken irren mir immer noch durch den Kopf, als wir die letzten Teigtaschen verspeisen. Hu Ji hat sich entspannt, seufzt und trinkt ein kleines Glas Reiswein. Als junger Mann, sagt er, habe er für den Schriftsteller Shen Congwen gearbeitet, der unter den Kommunisten verstummte, und ich denke, etwas von der Anmut und dem Liberalismus des alten Mannes hat in ihm überlebt. »Aber es ist nicht wahr, dass die Roten Garden keine Schuld empfunden haben«, sagt Mingzhao. »Mein ehemaliger Lehrer wurde brutal zusammengeschlagen, und einer seiner früheren Schüler kann ihm immer noch nicht wieder ins Gesicht sehen. Auch nach siebenunddreißig Jahren kann er es noch nicht.«

Hu Ji stellt sein Glas ab. »Wir waren sehr jung, und es war wie ein Fieber.« In seinen Worten liegt, ohne dass er es wollte, eine leichte Zurechtweisung des Ausländers. Wie sollte ich die Geschehnisse damals verstehen können? Nicht mal intellektuell ginge das, ganz zu schweigen von den damit verbundenen Gefühlen. Ich bin in eine Gesellschaft mit anderen Unmenschlichkeiten hineingeboren worden.

Bevor sich Trübnis über uns senken kann, fragt mich Mingzhao lächelnd: »In welcher Zeit hätten Sie gerne gelebt?« Sie mag diese Art Gesellschaftsspiele.

»Das hängt davon ab, ob ich arm oder reich wäre«, lache ich. »Und Sie?«

»Das hängt davon ab, ob ich ein Mann oder eine Frau wäre.«

Wir sehen ihren Vater an. Kein Zweifel, dass er die Tang-Dynastie wählen würde, er lächelt jedoch nur und sagt unsicher: »In der Zukunft.«

Die Seide fließt kalt durch meine Hände. Ihre Farben sind kräftig und haben etwas leicht Synthetisches. Die Frau will vierundvierzig Yuan, das sind rund fünf Dollar, für ein Stück von dreißig mal dreißig Zentimetern. Sie sagt, ihre Stoffe stammen aus den alten Seidenstädten Hangzhou und Suzhou im Osten, und ich stelle mir vor, dass die Muster seit der Zeit der Song-Dynastie unverändert geblieben sind. Ich sehe Drachen und Phönixe und goldene Blumengeflechte.

Es ist schwer vorstellbar, wer diese Stoffe heute noch tragen würde. Sie riechen nach vergangener Muße und ebensolchem Raffinement. Aber die Seide ist äußerst widerstandsfähig, angenehm zu tragen, verfärbt und verfault nicht. In den

zweitausend Jahre alten Gräbern der Han ist alles zerfallen, nur ihre Seidengeschenke und Schleier sind erhalten, manchmal farblos und ausgedünnt, manchmal erschreckend lebendig. In Han-Zeiten stellten die Frauen jedes Haushalts Seide her, und der gesamte kaiserliche Hof schimmerte in einer Hierarchie komplizierter Klassen: in seidenen Einhörnern und Pfauen, Pfingstrosen und Pferden. Die Tang-Kaiser waren ganz in Seide gekleidet, wurden lebensgroß auf Seide porträtiert und fuhren in Kutschen mit Seidenvorhängen und festlichen Seidenfahnen.

Die Chinesen fanden heraus, dass Seide eine erstaunliche Reißfestigkeit hat. Bögen und Lauten wurden damit bespannt, Angelschnüre daraus gemacht. Selbst wasserdichte Seidentaschen gab es, um Flüssigkeiten zu transportieren, und lackierte Seidentassen. Zusammen mit Knochen und Holz wurde Seide eine der ersten Oberflächen, auf die man schrieb. Sie trug kaiserliche Edikte und bei rituellen Opfern Nachrichten an die Toten. Noch lange nach der Entdeckung von Papier wurden Bücher mit Prophezeiungen und magischen Inhalten nur auf Seide geschrieben, dazu die Namen der Geister der Ahnen.

Auch als Maluntergrund war sie höchst wertvoll. Die einst riesigen kaiserlichen Seidenrollensammlungen haben jedoch nicht überlebt: Während eines Aufruhrs machten die Rebellen Zelte und Rucksäcke aus ihnen. Aus jenen frühen Tagen sind uns nur Kopien und Reste geblieben. Landschaftsmalerei wurde eine fast mystische Kunst. Um Berge und Menschen, manchmal mit Pinseln aus Zobelhaar oder Mäuse-Schnurrhaaren gemalt, gingen Himmel und Ozean in unbemalter Seide auf. Ihre schimmernde Leere wurde zu einer eigenen Präsenz. Alles Feste, sagten die Taoisten, war auf seinem Weg in die Nichtexistenz. Die seidene Leere war wirklicher: reiner Geist.

Vor allem aber wurden tausend Jahre lang die Nomaden jenseits der Großen Mauer mit ihr bezahlt und beschäftigt. Seide nahm oftmals den Charakter einer Währung an. Dauerhaft wie Münzen, wurden Löhne, Steuern und Tribute mit ihr entrichtet. Im 1. Jahrhundert vor Christus tauschten die Hunnen ihre Pferde gegen die Schönheit der Seide ein. In Rom, am anderen Ende der Seidenstraße, begann sie die Reichen zu faszinieren und die Wirtschaft zu untergraben. Weit später belagerten Alarichs Westgoten die müde Stadt und wurden durch ein Lösegeld von unter anderem viertausend chinesischen Seidenstoffen von der Eroberung abgehalten.

Feng hatte eine aggressive Nase, schwere Wangen, und seine Brauen bogen sich in dicken Büscheln. Seine arabischen Vorfahren seien vor siebenhundert Jahren über die Seidenstraße gekommen, sagte er, und einer von ihnen habe dem ersten Ming-Kaiser als General gedient. Arabisches und persisches Blut lasse sein Hui-Volk besser aussehen als die Chinesen, lachte er. Aber seine Zähne waren nur mehr schwarze Pfeiler, das Zahnfleisch geschrumpft, und er wurde zu dick. Schon im 7. Jahrhundert, als der Islam noch jung war, kamen die Vorfahren der Hui über die Seidenstraße, manche auch übers Wasser, und betraten das Land in

den Häfen am Südchinesischen Meer. Durch Mischehen waren sie bald schon kaum noch von den Menschen um sie herum zu unterscheiden, was immer Feng mir auch sagen mochte. Vielleicht ließen sie der historische Zyklus aus Revolte und Unterdrückung und der ihnen von den Chinesen gegebene Name »Hui« glauben, sie seien ein eigenes Volk. Sechzigtausend von ihnen leben heute in Xi'an, und sie sind immer noch begeisterte Händler und mischen arabische Worte in ihre Sätze.

Wenn du in der Abenddämmerung durch die Straßen ihres Viertels ziehst, spürst du neue Aktivität. Sie tragen große weiße Hüte, wie Köche, und manchmal lange Bärte. In den Gassen unter den grünen Moscheekuppeln rufen Kebab-Verkäufer, Männer kneten fünf Meter lange Nudeln, und an den Ständen der Metzger hängt rituell geschlachtetes Lamm und Rind.

In ihrer Hauptmoschee gleicht die Verbindung des Chinesischen mit dem Islam einem kunstvollen Theater. Ich gehe durch Höfe, die wie die eines Ming-Palastes miteinander verbunden sind, und in die Stelen sind arabische wie chinesische Schriftzeichen geschnitzt. Ein Minarett erhebt sich aus einer porzellanverzierten Pagode. Steinernen Drachen und Schildkröten schlummern vor sich hin, schlängeln sich hier und dort und wissen nichts von dem muslimischen Verbot, lebende Wesen abzubilden. Die Dächer winden und neigen sich über farbigen Traufen, und um die Koraninschriften über den Türstürzen scharen sich Vögel und Blumen. Das Gebet eines Imams schallt aus den Lautsprechern der mit Neonlichtern besetzten Gebetshalle. Die Stimme ist eindringlich, überlaut, doch ich kann kein Wort verstehen.

Zu meiner Unrast gesellt sich Erregung. Die Dinge wandeln sich, Völker vermischen sich und werden zu etwas Neuem. Das ist die Wirklichkeit des Händlers: Alles ist veränderbar, kaleidoskopisch. Die Reinheit der Kulturen, selbst der chinesischen, wird zur Illusion. So ist die hybride Moschee Versprechen und Warnung zugleich. Sie ist das Werk der Seidenstraße und ihrer Jahrhunderte alten Geschichte. Nichts von dem, was vor mir liegt, wird homogen sein, beständig. Die Reise über diese Straße ist eine Reise durch die Verschiedenartigkeit, durch einen Fluss verschränkter Stimmen, diskutierend, streitend, in einer Staubwolke.

Huang träumte immer noch seinen großen Traum und hoffte, wie ich denke, dass ich ein Teil davon würde. Eines Abends passte er mich vor dem Hotel ab und griff verschwörerisch nach meinem Arm. Er kenne einen Mann, sagte er, der Dinge sammle. Sie verstehen doch: *Dinge*.

»Er kennt Menschen in den Dörfern. Bauern. Sie finden Gräber, seilen sich mit einer Lampe ab und holen sie nachts heraus, die Dinge. Das Loch verschließen sie wieder.«

»Wie findet dieser Mann sie?«

»Er bleibt zwei, drei Tage in einem Dorf, dann hört er, wer etwas hat. Sie kommen zu ihm. Es gibt Dörfer, die sehr reich geworden sind.«

Ich kannte die Armut dieser Menschen und sagte nutzloserweise: »Sie zerstören